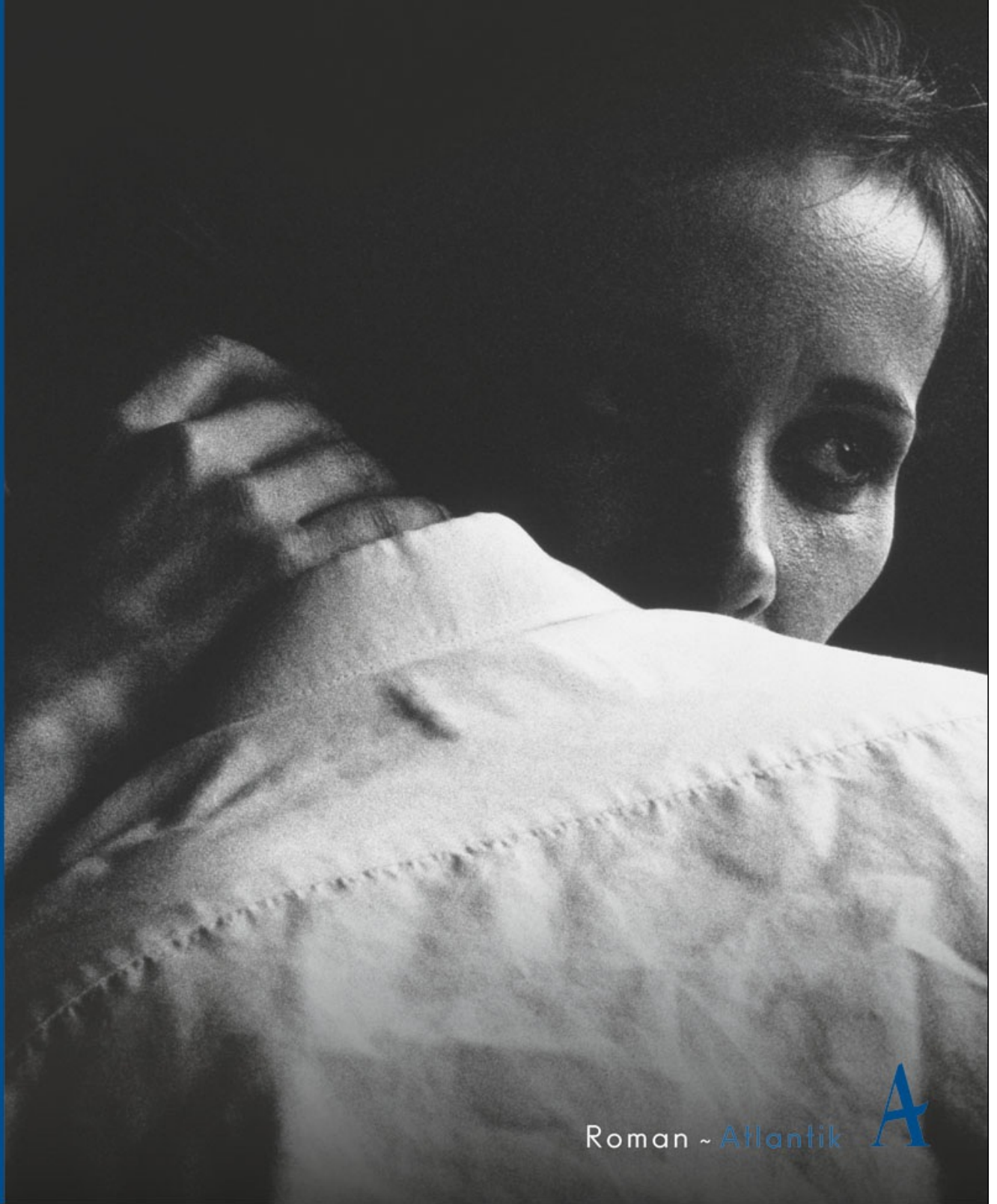


# Simenon

Die Marie vom Hafen



Roman ~ Atlantik 

halten können.

Anfangs hatte er gedacht, es würde einfach sein, sie mit nach Cherbourg zu nehmen, und er hatte ihr zu verstehen gegeben, dass sie dort nicht viel zu tun hätte.

Eigensinnig, stur antwortete sie: »Und wenn es mir gefällt zu arbeiten?«

»Dann arbeitest du eben ...«

»Ich mag es nicht, wenn man mich duzt.«

»Das tun doch alle anderen auch ...«

Das stimmte. Die meisten Fischer, die sie entweder von klein auf kannten oder auf der Straße mit ihr gespielt hatten, duzten sie.

»Das ist nicht das Gleiche ...«

»Einverstanden, Prinzessin!«

Er tat, als würde er lachen, konnte jedoch gleichzeitig nicht umhin, sie mit einem ernsten, fast dramatischen Blick zu betrachten.

Einmal hatte sie gesagt: »Eine in der Familie reicht!«

Darauf hatte er nichts zu antworten gewusst. Und am Abend war er derart unfreundlich zu Odile gewesen, dass er sie zum Weinen gebracht hatte, was nicht leicht war.

»Haben Sie denn einen Liebsten?«

»Warum nicht?«

»Einen jungen Kerl von hier?«

»Die sind genauso gut wie die Leute aus Cherbourg!«

Er kochte vor Wut, ging zurück an Bord, kam eine Stunde später wieder und fand sie beim Gemüseputzen.

»Schon wieder Sie?«

Was hatte sie an sich, was andere nicht hatten? Sie war mager, kaum geformt, ihren Busen konnte man unter der zu engen Bluse höchstens erahnen. Sie hatte ein langes, farbloses Gesicht, ihre Augen waren längst nicht so groß wie die ihrer Schwester, und ihr Mund war schmal, immer schmollend oder traurig, oder verächtlich, man wusste es nicht recht.

Außerdem war sie nie nett zu ihm, und wenn sie ihn einmal bediente, stellte sie sein Glas so schroff auf den Tisch, dass ein guter Teil davon überschwappte.

»Hören Sie, Marie ...«

»Seien Sie still! Sie sehen doch, dass ich Radio höre.«

Er war gekränkt, empört! Er machte sich Vorwürfe, weil er, Chatelard, ein

Mann, den in Cherbourg jeder kannte, um die schwarzen Röcke eines Mädchens herumschlich, das ihn behandelte wie einen Burschen ihres Alters.

Und weil er beleidigt war, versuchte er es wieder, mit immer plumperen Scherzen, und holte sich eine Abfuhr.

Der Wirt, der früher in einem vornehmen Haus Chauffeur gewesen war, hatte das Spielchen natürlich bemerkt, und Chatelard sah ihn schief an und begann ihn zu hassen, weil er sich vorstellte, wie er, kaum war er selbst aus der Tür, auf die Kleine zuging und sie fragte: »Na? Was hat er wieder dahergeredet?«

Pech für den Schulmeister! Er war es, der alles abbekam, er und die Mechaniker, die Chatelard nach jedem Besuch im Café de la Marine weiter schikanierte.

Er hätte gern jemanden gefragt, ob die Marie einen Liebsten hatte, aber er traute sich nicht. Manchmal sah er Viau, wie er auf dem Kai eine Runde drehte und um sein früheres Schiff herumstrich, aber Chatelard hatte keine Lust, ihn zu bedauern.

»Er hat wieder als einfacher Fischer mit Fangbeteiligung angeheuert, nicht? Dann ist er wohl dafür geschaffen!«, meinte er zu Dorchain. »Glück und Pech, das ist doch Humbug. Im Leben tut man immer, was für einen bestimmt ist, und damit basta ...«

Hatte er das Geschäft seines Onkels nicht um das Dreifache, ja um das Vierfache vergrößert, seit er es geerbt hatte? Dabei hatte auch er als Fischer angefangen und wegen des Rechnens seine Kapitansprüfung nie bestanden.

Na und?

Es gab Augenblicke, in denen er am liebsten alles ändern wollte, die Jeanne nach Cherbourg überführen, um mit Port-en-Bessin und dieser verfluchten Marie abzuschließen. Der Schulmeister riet ihm dazu und behauptete, der Fisch verkaufe sich in Cherbourg besser, doch Chatelard hatte ihm lediglich geantwortet: »Du sagst das nur, weil deine Frau dort ist ... Nun, da hast du eben Pech gehabt ... Der Heimathafen der Jeanne ist und bleibt Port-en-Bessin. Du kannst gehen oder bleiben ...«

Natürlich blieb Dorchain, denn er hatte seit dem Sommer keine Arbeit mehr gefunden.

Und das alles wegen der Marie!

\*

Eine von einem Hilfsmechaniker zerbrochene Nockenwelle war der Grund, warum Chatelard an diesem Tag zum Abendessen in Port-en-Bessin blieb. Er wollte nämlich nicht, dass die Arbeit wegen der Nockenwelle unterbrochen wurde. Also fuhr er mit seinem Wagen nach Caen, um das Ersatzteil zu holen, und verlangte, dass am Abend im Licht der Azetylen-Lampen weitergearbeitet wurde.

Er ahnte nicht, dass dieser Zwischenfall Folgen haben könnte, ja er wusste nicht einmal, dass es einen gewissen Marcel Viau gab, Sohn des gleichnamigen früheren Eigentümers der Jeanne.

Besagter Marcel Viau verließ um fünf Uhr das Büro eines Architekten in Bayeux, wo er den ganzen Tag Blaupausen abzog.

Die Lampen in den Geschäften und die Gaslaternen brannten schon. Marcel trat aus einer dunklen Gasse und überquerte die Hauptstraße, um in ein menschenleeres Viertel zu gelangen, wo er bald im Durchgang eines großen Gebäudes verschwand.

Das war sein tägliches Los. Seine Arbeit bei dem Architekten ließ ihn immer ein paar Minuten zu spät zum Zeichenkurs kommen, und er schlüpfte lautlos in den riesigen Saal, wo mit weißem Papier bespannte Tische von Spiegellampen grell beleuchtet wurden.

Es war eine Welt für sich, weit weg von Bayeux und von allem Leben, eine Welt, in der ein paar Menschen jeden Tag für zwei Stunden zusammenkamen, jeder unter einer Lampe, die nur ihn beleuchtete, sein Zeichenbrett, sein mit Heftzwecken befestigtes Blatt, die flachen Lineale, die Radiergummis und Zirkel.

Es hingen keine Vorhänge an den Fenstern, die hoch und breit waren wie die von öffentlichen Gebäuden, aber man sah draußen nichts als die Dunkelheit, und wenn es regnete, die silbrigen Tropfen auf den Scheiben.

Auch die Temperatur war neutral, offiziell, wie in Rathäusern, Schulen und Museen.

Man musste leise sein. Ein Lineal, das auf den Boden fiel, verursachte dröhnenden Lärm, und das Kratzen eines Klappmessers an einem Bleistift war zehn Meter weit zu hören.

Manchmal drehte man sich um und spürte einen Schatten hinter sich. Man erschauerte, erstarrte und wartete mit zugeschnürter Brust auf das

grausame Urteil des Lehrers, der absichtlich Kreppsohlen trug.

Drei Jahre lang hatte Marcel Viau sich Mühe gegeben. Jetzt war er siebzehn Jahre alt, und er bemühte sich noch immer, aber ohne Glauben, ohne Hoffnung, denn er wusste, dass der Lehrer nachher mit dumpfer Stimme verkünden würde: »Viau, Sie sind wirklich ein Kalb!«

Auf diesen Kalauer war man verfallen! Man hatte auch bemerkt, dass sein Kopf zu groß war und sein dichtes Haar lauter Wirbel bildete. Und seine Kameraden behaupteten, er rieche nach Ebbe und man könne in einem Umkreis von fünf Metern um ihn herum nicht arbeiten.

Er musste trotzdem weitermachen, denn es war zu spät, um etwas anderes anzufangen, und der Vater Viau versteifte sich darauf. Die Schuld lag aber weniger beim Vater als beim Schullehrer, der vier Jahre zuvor erklärt hatte: »Marcel ist im Zeichnen sehr begabt ...«

Also hatte man, da man keinen Fischer aus ihm machen wollte und zu dieser Zeit etwas Geld hatte und meinte, das würde immer so bleiben, beschlossen, ihn zum Zeichner auszubilden.

Zeichner wofür? Das würde sich zeigen! Es gab Schiffszeichner und andere, die Motorteile zeichneten.

Marcel war herangewachsen. Sein Kopf war noch größer geworden. Er trug lange Hosen ohne Bügelfalte und Schuhe, die ihm zu groß waren.

Jetzt musste er bis sieben Uhr warten, unter seinem Lampenschirm über das blendend helle Papier gebeugt.

Von sieben bis acht Uhr musste er dann die nächste Qual durchstehen, die den gewöhnlichen Schülern erspart blieb, denn sie brauchten nur zu ihren Eltern nach Hause zu gehen.

Marcel dagegen musste auf den Autobus nach Port-en-Bessin warten. Er hatte Hunger. Er hatte kein Geld, um in die Cafés zu gehen, in denen er die Leute im Warmen, im Lärm und im Licht sitzen sah.

Er ging spazieren, betrachtete jeden Tag die gleichen Auslagen, ohne je zu versuchen, andere Wege zu nehmen, doch er wälzte Gedanken, die niemand ahnte, weder sein Vater noch sein Chef, der ihn gern als Simpel bezeichnete, oder sein Lehrer, der keine Gelegenheit ausließ, ihm eine armselige Zukunft vorauszusagen.

Manchmal kaufte er sich, obwohl er schon siebzehn war, für ein paar Centime Bonbons, die er so langsam wie möglich lutschte. Um Viertel vor Acht stieg er dann ein und setzte sich ganz hinten in den schlecht

beleuchteten Bus, der auf dem Weg nach Port-en-Bessin noch an zwei oder drei Gehöften hielt.

Wer hätte ahnen können, dass Marcel in seinem großen, blassen Kopf für die ganze Welt nichts als hasserfüllte Gedanken hegte?

Der Bus hielt gegenüber dem Café de la Marine, doch um diese Zeit waren die Vorhänge zugezogen, und man musste ganz nah herangehen, um durch die Schlitze zu schauen.

Es waren Fischer da, mindestens drei Tische mit Fischern, von denen die meisten nichts taten, als ihre Pfeife zu rauchen und zu reden, und auch der Vater Viau war da, in der Nähe des Tresens, immer am selben Platz und einen Kaffee mit Schuss vor sich.

Man konnte nicht wissen, wie viel er davon trank, vor allem in der letzten Zeit, aber sein Schnurrbart roch stark nach Rum, und abends vertrug er keine Widerrede mehr.

Die Marie war auch da, ruhig, gelassen, ohne ein Lächeln, doch auch ohne Ungeduld bediente sie diese Männer wie große Kinder, sie blieb vor ihnen stehen und hörte sich an, was sie sagten, ging dann wieder zum Tresen, um die Tassen oder Gläser zu füllen.

Marcel musste essen gehen. Ihr Haus stand am Ende des Hafenbeckens, neben dem des Mechanikers. Viau hatte es erbauen lassen, es war fast neu, mausgrau gestrichen, mit weißen Fenstern.

Die Eingangstür war verglast und mit einer Gardine verhängt, die das Licht durchscheinen ließ. Man trat direkt in die Küche, und dort wartete Marthe am Tisch, auf dem nur noch das Gedeck ihres Bruders stand, denn die anderen hatten schon zu Abend gegessen.

Warum hatte Marcel nicht eine Schwester wie alle anderen, sondern eine, die taub und stumm war und immer dümmlich lächelte?

Er konnte ihr nichts erzählen. Sie gab ihm durch Zeichen zu verstehen, ob die Laune des Vaters gut oder schlecht war, aber sie war fast immer schlecht. Er aß seine Suppe, die Ellbogen aufgestützt, laut schlürfend, denn wozu hätte er sich Zwang antun sollen? Es gab aufgewärmten Fisch, dann Apfelkompott oder eine gekochte Birne. Ihm wurde schon beim bloßen Anblick von gekochten Birnen übel!

Danach ging er hinaus, noch trauriger als in Bayeux, voller Angst, dass er seinem Vater begegnen könnte, der ihm verbieten wollte, abends auszugehen.